

Verlag Bibliothek der Provinz

Harald Dietl
VIỆT NAM, MON AMOUR

Bericht zweier Reisen

Harald Dietl
VIỆT NAM, MON AMOUR

Bericht zweier Reisen

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-073-7

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Ein außergewöhnlicher Empfang

So etwas habe ich noch nicht erlebt: Am Flugplatz Tan Son Nhut von Ho Chi Minh-Stadt, dem früheren Saigon, empfängt uns am 3. Januar 2003 unser vietnamesischer *Tour Guide* mit Blumen: Nicht nur für meine Frau, nein, auch mir überreicht er einen wunderschönen Strauß! Er heißt Nguyen Thanh Danh und bringt uns in das direkt am Saigon-Fluss liegende ‚Majestic Hotel‘, wo man uns die Präsidentensuite zuweist.

Da meine Frau sich nicht wohlfühlt, gehe ich mit Danh alleine ins Restaurant ‚Indochine‘, das wirklich so nostalgisch anmutet wie die Ausstattung des zur französischen Kolonialzeit spielenden gleichnamigen Films mit Catherine Deneuve. Und während des ganzen Abends erwarte ich eigentlich, dass Marguerite Duras, Graham Greene oder deren Romanfiguren durch die Tür kommen. Es sollte dies die einzige Stätte bleiben, in der noch ein Hauch des ‚alten‘ Indochina zu verspüren ist.

Nach einigen Präliminarien eröffnet der *Tour Guide* das (erwartete) Frage-und Antwortspiel: „Aus Ihrem Reiseantrag weiß ich, welchen Beruf Sie haben. Was führt einen Schauspieler nach Viêt Nam?“

Seit meiner frühesten Jugend kenne ich Fernweh, packt mich der Reisetrieb. Da ich jedoch noch nie im Lotto gewonnen habe, musste ich Wege finden, wie ich meine Reisen refinanzieren konnte: durch eigene Berichte für das Fernsehen, den Rundfunk und die Printmedien. Da die mediale Welt jedoch ländermäßig aufgeteilt war und die jeweiligen Korrespondenten (heute erst recht) eifersüchtig über ihr Gebiet wachten, musste ich mir Themen

und Ziele aussuchen, die zur Zeit des Kalten Krieges westlichen Journalisten generell versperrt blieben. Seit 1967 reiste ich daher durch Länder hinter dem Eisernen und dem ebenso verschlossenen Bambusvorhang. Keineswegs aus politischer Überzeugung, sondern weil ich auf diese Weise einen Teil der Welt zu sehen bekam und Menschen begegnete, die den meisten Westlern unbekannt blieben. Dass seinerzeit zu den bundesrepublikanischen Personalien im Pass die Berufsbezeichnung gehörte, war meine Chance: Da Schauspieler meist als harmlos gelten und nicht für voll genommen werden, konnte ich fast überall filmen und fotografieren – was jedoch nicht immer ungefährlich war.

Dolmetscher und Fremdenführer waren in allen sozialistischen Ländern stets zuverlässige Parteimitglieder, denn zu ihren Aufgaben gehörte – in manchen Ländern auch heute noch – die Überwachung des ‚Klassenfeindes‘. Manche *Tour Guides* machten auf leutselig und biedernten sich an, Extrawünsche zu erfüllen. Doch erstarrten sie förmlich, wenn man wirklich Einheimische treffen wollte: Zwar ließen sie sich die Namen und Adressen dieser Personen geben, „um die Möglichkeit prüfen zu lassen“, doch die Touristenbüros verhinderten solche Treffen stets und gaben die Personalien dieser Leute an das zuständige Parteikomitee weiter – was dann folgte, kennt man mittlerweile aus DDR-Zeiten: Observierung aufgrund von Westkontakten. Abschließend mussten die Dolmetscher Berichte über das Verhalten und die politischen Äußerungen der von ihnen Betreuten schreiben.

Die wiedervereinigte Volksrepublik Việt Nam nennt sich sozialistisch, ich bin also gewarnt.

Ich sage zu Danh: „Im Laufe meiner Karriere habe ich nahezu sämtliche Dienstgrade aller europäischen Armeen gespielt, besonders viele angelsächsische. Da ich seit meiner Jugend anglophil bin, wäre ich in einem früheren Leben gerne britischer Kolonialoffizier gewesen. So wie George Orwell in Birma. Das heißt, ich habe mich schon früh für Asien interessiert und Somerset Maugham, Joseph Conrad, Graham Greene, Lederer & Burdick, Scholl-Latour und andere Schriftsteller gelesen.

Ab den späten Sechzigerjahren verging kein Tag, an dem der Krieg in Việt Nam nicht in allen Medien behandelt wurde.

In jener Zeit hatte ich einige Angebote von internationalen Filmproduktionen und natürlich saß ich mit den Kollegen nach Drehschluss gerne zusammen. Amerikanische Schauspieler debattierten dabei oft über den Krieg in Việt Nam. Und obwohl die Kollegen sich in Gegner und Befürworter des amerikanischen Einsatzes teilten, gingen sie stets fair miteinander um. Da lernte ich Schauspieler kennen, die ihr nächstes Filmengagement absagten, nur um in den USA an Pro- oder Kontrademonstrationen teilzunehmen. Von dem Moment an konzentrierte sich mein Interesse auf Việt Nam. – Das ist eigentlich alles.“

Im Lauf der weiteren Konversation lässt Danh nicht erkennen, ob er weiß, dass ich kurz nach Beendigung des Krieges schon einmal hier war, und ich gebe es nicht preis.

Das Essen und der Rotwein waren exzellent, aber an Schlaf ist nicht zu denken. Das ‚Majestic Hotel‘ wurde 1925 in bester Citylage am Saigon-Fluss gebaut und bis dato nicht modernisiert – was ein Prospekt als *old warm*

charm und *elegance and classic French tradition of original colonial architecture* beschreibt. Nachdem das Scherengitter geschlossen ist und man mit einem Rad die gewünschte Etage eingestellt hat, setzt sich der Fahrstuhl schwerfällig in Bewegung. Eine Klimaanlage gibt's nicht, der nostalgische Deckenventilator verschafft in der großen Suite keinerlei Kühlung, und die alten Fenster halten weder Hitze noch Lärm zurück – die Mofas scheinen direkt durch unser Zimmer zu fahren. Ergo bestelle ich eine Flasche Rotwein, meine Frau und ich setzen uns auf den Balkon und schauen dem nicht nachlassenden Verkehr zu, dessen Auspuffgestank im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend ist.

Da das Gelingen einer Reise sehr von der Begleitperson abhängt, fragt meine Frau natürlich als Erstes: „Was macht unser Führer für einen Eindruck auf dich?“

„Zunächst ist er äußerlich sehr gepflegt: saubere, nicht abgekaute Fingernägel; höflich, bescheiden, mit guten Manieren. Er hat mich bei der Speisenauswahl gut beraten und anschließend nicht, wie andere Reiseführer, für sich das teuerste Gericht bestellt. Er ist jedoch gar kein Vietnameser ...“

„Wie bitte?“

„Er stammt aus dem Süden Kambodschas und wurde im Rahmen der DDR-Entwicklungshilfe zum Maschinenbaustudium nach Magdeburg geschickt. Man stelle sich vor: Maschinenbaustudium für ein reines Agrarland – aber es war eben noch eine Planstelle frei. Daher sein gutes Deutsch, wobei es verwunderlich ist, dass er nicht sächzelt. Als Danh aus der DDR zurückkam, gab's in Kambodscha natürlich gar keine Stellung für ihn. Nachdem Pol Pot 1975 anfang, sein Volk zu ermorden, floh Nguyen Thanh

Danh nach Viêt Nam. Und was zu jener Zeit in Europa unvorstellbar gewesen wäre: Die vietnamesischen Kommunisten lieferten die Flüchtlinge nicht an ihre benachbarten Gesinnungsgenossen aus – so weit ging die asiatische Brüderlichkeit nicht. Ich glaube, wir werden mit ihm Glück haben.“

„Hoffen wir's.“

„Schon der Empfang war ja ganz anders als 1977. Heute haben die doch nur nach dem Visum im Pass gesucht, wollten weder Art und Höhe der mitgeführten Fremdwährungen wissen, noch wie viele Filme wir dabei haben und so weiter.“

„Wozu auch?“

Ich schildere meiner Frau die Situation vor meiner Ankunft am 13. August 1977 in Hanoi: „Man muss sich zunächst vergegenwärtigen, wie viele Jahre in Viêt Nam Krieg herrschte. 1941 marschierten die Japaner ein, nach deren Kapitulation kamen erst Tschiang Kai-sheks Chinesen, denen folgten Franzosen, die ihre Kolonie ‚Französisch-Indochina‘ wieder in Besitz nehmen wollten. Inzwischen hatte jedoch Ho Chi Minh am 2. September 1945 die ‚Demokratische Republik Viêt Nam‘ proklamiert, wobei er wörtlich die Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 zitierte und sich auf die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte der Französischen Revolution berief. Nachdem die französische Kolonialmacht am 7. Mai 1954 in Diên Biên Phủ kapitulieren und sich aus Südostasien zurückziehen musste, wurde im selben Jahr auf einer Konferenz in Genf die Teilung des Landes entlang des 17. Breitengrades in die nördliche ‚Demokratische Republik‘ mit der Hauptstadt Hanoi

und die südliche ‚Republik Việt Nam‘ mit der Hauptstadt Saigon beschlossen. Da der Süden die von den UN festgesetzten Wahlen zu einem vereinten Việt Nam verhinderte, begann die von Ho Chi Minh gebildete ‚Liga für die Unabhängigkeit Việt Nams‘ unter der Bezeichnung ‚Việt Minh‘ sukzessive mit ihrer Guerillatätigkeit im Süden. Um zu verhindern, dass Süd-Việt Nam kommunistisch würde, investierten die USA mit der Zeit eine halbe Million GIs sowie Kriegsmaterial in Milliardenhöhe. Die Amis zogen 1975 ab, Mitte März 1976 starteten die Nordvietnamesen ihre letzte Offensive und erklärten am 2. Juni 1976 den Norden und den Süden unter dem Namen ‚Sozialistische Republik Việt Nam‘ für vereint.“

Bevor ich in ein neues, mir noch unbekanntes Land reise, mache ich mich über dessen geografische und klimatische Lage, Geschichte, Wirtschaft und Politik stets kundig. Ich kenne auch die Viten der wichtigsten Politiker; vor allem die der sozialistischen, da deren Dolmetscher ja nur erzählen dürfen, was politisch gerade opportun ist.

Im Gegensatz zu politischen oder so genannten ‚freiwilligen Wiederaufbauteams‘ war unsere Reisegruppe die erste, die nach dem über dreißigjährigen Krieg ins Land durfte. Und zwar als Touristen, da man nur von denen Devisen bekommt. Doch so sehr wir Westdeutschen als Devisenbringer vonnöten waren, so wenig empfing man uns mit offenen Armen. In den umfangreichen Zollformularen musste auf den Pfennig genau der DM-Betrag, auf den Cent genau die Dollarmenge angegeben werden. Filme wurden in unbeleuchtete, belichtete, entwickelte und unentwickelte unterteilt, die Marken der Fotoapparate und die Fabrikatsnummern

mussten ebenso wie Schmuck, ja selbst die Marke der Armbanduhr aufgeführt werden. Eine Rubrik lautete: Wie viele Nähnadeln führen Sie mit sich?

„Wie bitte?“

Am Schlimmsten war es mit Medikamenten: Es musste genau notiert werden, woran man leidet und welche Medizin in welcher Menge eingenommen werden muss.

„Wozu das denn?“

„Das sollte ich erst später erfahren.“

Wer eine Rubrik falsch oder nicht vollständig ausgefüllt hatte, bekam wortlos ein neues Formular zugeschoben. Auf Amtshilfe wartete man dabei vergebens: Die sich kryptisch gebenden Uniformierten hatten als Fremdsprache allenfalls Russisch oder Chinesisch gelernt; wenn jedoch einer, im Rahmen der brüderlichen Entwicklungshilfe in der DDR Deutsch gelernt haben sollte, war er – wie in anderen kommunistischen Staaten – weniger zu unserem Beistand, als vermutlich zu unserer Aushorchung eingesetzt.

Es war die schikanöseste Einreiseprozedur, die ich je erlebt habe. Weshalb ich laut zu Herrn Fröhlich, dem Chef des Hannoveraner Reisebüros, sagte: „Ich verstehe das nicht, wenn man uns schon an der Grenze den Eindruck vermittelt, dass man uns nicht haben will: Warum lässt man uns überhaupt ins Land? Nur wegen unserer guten D-Mark?“ Und tatsächlich: Einer der Uniformierten reagierte, indem er mich musterte. Ich nickte ihm zu.

Um gleich einen Teil des Besuchspflichtprogramms zu erfüllen, begann nach der Abfertigung die Stadtrundfahrt. Der Stadtteil um den Ba Dinh-Platz war früher das Verwaltungszentrum des französischen Generalgouverneurs. Da es als einziges seine alte Pracht bewahrt hat, haben sich dort die meisten Ministerien niedergelassen und die Sowjets

mit ihrer überdimensionalen Botschaft gar eine Art ‚Verbotene Stadt‘ errichtet. Der große Ba Dinh-Platz ist ein Paradiesfeld aus kolonialer Zeit, auf dem Ho Chi Minh die Unabhängigkeit Việt Nams proklamierte. Dort liegt er seit 1969 zur Pflichtschau aufgebahrt. „Gegen seinen ausdrücklichen letzten Willen“, wie mir Herr Schi, unser Dolmetscher, auf meinen Einwand einräumen musste.

Ho Chi Minhs Mausoleum ist ein Geschenk der Sowjetunion an den vietnamesischen Verbündeten. Dieser Katafalk wird beiderseits von roten Flaggen flankiert: sieben mit Hammer und Sichel für die Partei, sieben mit dem Pentagon der Revolution für den Staat. Der roboterhafte Stehschritt bei der Wachablöse gibt ein beredtes Zeugnis davon, dass die Sozialistische Republik Việt Nam eine absolut pro-sowjetische Wendung vollzogen hat und damit unweigerlich auf Kollisionskurs mit Peking geraten wird.

Da die kommunistische Partei nicht auf Reliquienkult verzichten wollte, zog sich die Schlange der Wartenden vor dem Grabmal etwa einen Kilometer hin. Wobei ich überzeugt war, dass man solche Massen immer dann organisierte, wenn Ausländer angesagt waren. Über einen roten Kokosläufer trippelten die Vietnamesen in andächtigem Gänsemarsch erst ein paar Stufen hinauf und dann immer tiefer in dieses ‚Pharaonengrab‘ hinab.

In jedem kommunistischen Land werden Funktionäre und Militärs bevorzugt und Devisenbringer zu ‚Hohen Staatsgästen‘ ernannt: Unsere Reisegruppe musste in gebührender Entfernung aus dem Bus aussteigen und in Zweierreihen Aufstellung nehmen. In weiße Uniformen gekleidet, die jeder Operettenausstattung zur Ehre gereichen würde, fixierten uns die Soldaten. Und Herr Schi musste deren

Gebell übersetzen: „Husten, singen, lächeln oder freie weibliche Schulter – verboten! Sonnenbrille runter und von jetzt an schweigen! Am Sarg nicht stehen bleiben! Beim Verlassen der Gedenkstätte nicht einfach über den Rasen laufen!“

Ich konnte mir nicht verkneifen, unseren Reiseführer zu fragen: „Ob ich wohl weiterhin atmen darf?“

Danach wurden wir an der langen Schlange der einheimischen Wartenden vorbeigeführt. Im Inneren liegt, von vier Gardisten mit aufgeflepptem Seitengewehr flankiert, in einem gläsernen Sarg die Mumie des Staatsgründers, Vaters der Revolution, Frankreichs Bezwinger und Amerikas Fluch wie ein friedlich schlafender Greis. Die langen, schmalen Hände sind über der hellen Uniform gefaltet. Der berühmte schütterte Bart steht gebürstet und gestärkt steif vom Kinn ab. Bei den Bäckchen hat man mit Rouge nicht gespart. Der Leichnam strahlt unendlichen Frieden aus: Man würde dem kleinen Mann nicht so viel bewiesene Energie zutrauen. Ein näheres Inaugenscheinnehmen war nicht möglich: Jeder wurde von den Soldaten unbarmherzig weitergeschubst.

So stand ich etwa zwanzig Sekunden später wieder in der subtropischen Hitze. Ich muss gestehen, ich war irgendwie berührt von dieser Begegnung: Lag da ein Mensch oder hab’ ich nur dessen ausgestopfte Hülle zu sehen bekommen?

Zum Pflichtprogramm jedes sozialistischen Staates gehört die Besichtigung eines Revolutionsmuseums, das hier im einst französischen Zollamt untergebracht ist. Dessen Sammelurium überrascht: Ramsch; klapprige Fahrräder, auf denen Munitionskisten nach Diên Biên Phủ transportiert worden sein sollen; Flugzettel und Befehlsausgaben selbst der kleinsten Widerstandszelle; Musikinstrumente, „auf

denen verschiedene Helden noch kurz vor ihrem Tod gespielt haben“. Nachdem man Staatsgeschenke für Ho Chi Minh besichtigt hat, stößt man auf eine Guillotine, deren Kerben ebenso vom reichen Gebrauch des Fallbeils zeugen sollen wie sorgfältig erhaltene, verkrustete Flecken in der Blutwanne.

Gezeigt wurde ein Film vom Kampf gegen US-Luftangriffe: Er begann „mit der vorsorglichen Evakuierung aller Kinder aus Hanoi“. Dann warfen amerikanische Flugzeuge nachts Bomben ab. Ein geknickter Schornstein und das glühende Stahlskelett einer großen Halle wiesen auf eine Industrieanlage hin. Am nächsten Morgen spielten die zuvor evakuierten Kinder auf den Trümmern. Ein zweiter Film zeigte den Abschuss eines B-52-Bombers.

Nach diesen beiden Pflichtabsolvierungen wurde die Reisegruppe in das von Kubanern erbaute ‚Hotel Victoria‘ gebracht. Es steht auf Stelzen über einem See. Warum es von Stacheldraht umzäunt ist und von Soldaten bewacht wird, vermochte mir niemand zu erklären.

Dann war es an mir zu staunen: Es wurde jedem Reisetilnehmer freigestellt, ob er am weiteren Besichtigungsprogramm (eine Reiskommune und eine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte) teilnehmen, im Hotel bleiben oder selbständig etwas unternehmen wollte. Die Bewegungsfreiheit wurde freilich umgehend eingeschränkt: „Heute haben die Banken geschlossen. Geld können Sie erst morgen wechseln.“

Ich wartete, bis alle Reisetilnehmer das Hotel verlassen hatten, dann ging ich an die Rezeption und staunte wiederum: Da stand doch jener Zollbeamte, der auf meine Bemerkung, ‚warum hat man uns überhaupt ins Land gelassen‘, reagiert hatte. Erst dachte ich natürlich, ich irre mich

– alle Vietnamesen sehen sich (für uns) ähnlich. Der Mann trug zwar jetzt Zivil, hatte jedoch dieselbe kleine Warze unter seinem linken Auge wie jener Uniformierte am Zoll. Und da ich nicht an Zufälle glaube, wartete ich, bis er allein hinter dem Tresen stand, dann setzte ich alles auf eine Karte und sagte halblaut auf Deutsch: „Wie ich höre, haben die Banken heute leider zu. Ich würde aber gerne jetzt einhundert US-Dollar in vietnamesische Dong tauschen – gönnt’n Sie mir en’n günst’chn Kurs anbieten?“

Damit schob ich ihm die Banknote hin. Mit schreckgeweiteten Augen sah er sich erst einmal um, dann legte er unauffällig-schnell seine Hand auf die Dollarnote und fragte: „Nu, wohär wiss’n ’n Sie ...?“

„Nu, Sie säh’n intelligent aus, da wusst’sch äb’n, dass Sie deitsch sprech’n.“ Dass ich dies in meinem besten Sächsisch sagte, brachte ihn zusätzlich in Verlegenheit: War ich eventuell ‚ener, der ihn von drieb’n gannte? Jedenfalls gab er mir vietnamesisches Geld zu einem Kurs, der zwischen dem offiziellen und dem Schwarzmarktkurs lag.

Trotz der Temperatur von 45 Grad Celsius und einer Luftfeuchtigkeit von ca. 80 Prozent entschloss ich mich zu einem Stadtbummel.

Noch bestimmte der französische Baustil alter Häuser das Gesicht der Stadt. Die zahlreichen Grünflächen wie auch die improvisierten Verkaufsstände vor den Geschäften in den Alleen gaben dem Stadtbild eine lockere Heiterkeit. Die uneinheitlichen Reihen der drei- bis fünfstöckigen Häuser mit ihren Balkonen, Erkern und Dachterrassen wirkten verwahrlost, im Monsunregen waren sie ohne Wartung und Pflege vermodert. Anstelle der französischen Kaufhäuser, der indischen Basare, der chinesischen Zunft-

gassen waren stellenweise Filialen der staatlichen Einkaufszentren entstanden – trostlos, was die Einrichtung angeht, und spärlich, schäbig und teuer das Angebot: Die Versorgung scheint problematisch zu sein, denn lange Schlangen bildeten sich vor den Ständen für Bedarfsgüter. Vor allem Kerosin, das zur Beleuchtung sowie zum Kochen unentbehrlich ist, schien Mangelware zu sein. Nur die überdimensionalen Propagandaplakate, welche die leeren Regale ausfüllten und ganze Häuserfronten verdeckten, verkündeten sozialistischen Wohlstand und eine dynamische Wirtschaft.

Durch die Straßen ratterten immer noch jene Straßenbahnen bei jeder Kurve quietschend über die alten Gleise, die zur Zeit der Dritten Republik von verschiedenen französischen Municipalités ausrangiert und nach Fernost verfrachtet worden waren. Ansonsten bestritten Kolonnen von Radfahrern den Verkehr, durch die sich Lastwagen sowjetischer Bauart mit ununterbrochenem Hupen einen Weg zu bahnen versuchten. Von Zeit zu Zeit drängte auch ein schwarzer Wolga mit verhängten Fenstern platzheischend durch die Menge: Wie in allen kommunistischen Diktaturen war der Herr Funktionär vor den Blicken des gemeinen Volkes durch Gardinen geschützt.

Olivgrüne Uniformen und Tropenhelme beherrschten das Straßensbild. Die meisten Träger waren entlassene Soldaten, die ihren Kampfdress behalten durften und jetzt ihren Geschäften nachgingen. Private Fahrradverleiher und -mechaniker hatten sich auf den Bürgersteigen niedergelassen. An jeder Kreuzung hockte ein Junge, der gegen ein paar Xu mit seiner Pumpe Luft in die oft geflickten Reifen presste. Ein zahnlöser Alter füllte Kugelschreiberminen nach, daneben verkauften Frauen selbst geflochtene Körbe und Taschen.

Fast alles vollzog sich auf der Straße: Man hielt Siesta, machte Hausaufgaben, behaute Grabsteine, handelte, las, spielte Karten, stillte den Nachwuchs, nahm Geflügel aus, entborstete Schweinefüßchen, wechselte Reifen oder ließ sich beim Bader nieder: Ein Friseur hatte in den Baum nahe einer Straßenkreuzung einen Nagel geschlagen, Handtuch und Spiegel drangehängt und seifte seine Kunden mit Schaum ein, den er aus seiner Basttasche holte.

Die vielen Ein-Mann-Luftschutzlöcher waren wieder zugeschüttet, und weder Versehrte, noch napalmverbrannte Kinder erinnerten an den Krieg.

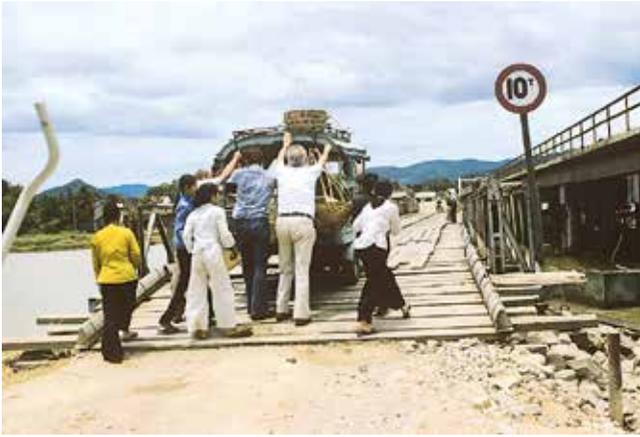
Natürlich waren auch auf Hanoi Bomben gefallen, doch sie hatten meist die in den Außenbezirken angesiedelten Fabriken oder Brücken getroffen. Es scheint wahr zu sein, dass in den 60er-Jahren in Warschau unter Mithilfe der Sowjetunion ein Geheimabkommen zwischen den USA und Nord-Viet Nam ausgehandelt wurde: Solange die Amerikaner Hanoi nicht bombardierten, würde der Vietcong Saigon nicht von unten in die Luft sprengen. Die alten heilen Häuser von Hanoi bestätigten mir, dass an dem Gemunkel über dieses Abkommen etwas dran gewesen sein muss.

Gerade durch seine Unscheinbarkeit fiel mir am ‚kleinen See‘ ein graues Gebäude auf, dessen Fenster mit weißer Farbe beschmiert waren, damit man nicht sehen konnte, was drinnen vor sich ging. Nicht einmal ein vietnamesisches Schild wies auf die Funktion dieses Hauses hin. Heraus kamen stämmige Ausländer, die Mühe hatten, ihre übervollen Tüten zu tragen. Ein Kaufhaus, dachte ich und ging rein, da ich mir einen einheimischen Cognac kaufen wollte. Die Regale waren voll von Dingen, die ich in anderen Kaufhäusern vergeblich gesucht hätte: Seltene Konsum-

güter, Importe, Artikel aus dem ‚befreiten‘ Süden des Landes; an der Schmalseite gab es ‚Sonderrationen‘, wie je ein Schild in Vietnamesisch, Englisch und in kyrillischen Buchstaben die Ware auswies. Letzteres machte mich stutzig, und ich sah mir die Kundschaft genauer an: Da gab es zwar einige Vietnamesen in Uniform mit goldbetressten Achselklappen in Begleitung ihrer Frauen, aber hauptsächlich drängelten sich hier schlecht gekleidete, unelegante, ja dicke, dazu noch laute Russinnen, die bei den vietnamesischen Verkäuferinnen nicht eben beliebt zu sein schienen, denn sie gingen mit dem, was im übrigen Land als kostbare Mangelware galt, respektlos um: Sie betatschten und bekittelten alles und warfen die Ware mitunter mit verächtlichen Handbewegungen den Verkäuferinnen wieder hin. Ihre Männer waren wohl akkreditierte Diplomaten, denn an der Kasse mussten sie ihren Pass vorzeigen. Ich war offenbar in ein ‚Kaufhaus für privilegierte Personen‘ geraten! Hier hatte ich wahrlich nichts zu suchen, hier konnte ich ja nicht einmal was einkaufen. Hätte ich meine vietnamesischen Dong zum offiziellen Kurs eingetauscht, könnte ich wenigstens eine ‚Währungsbescheinigung‘ vorweisen, aber ich hatte sie ja inoffiziell, verbotenerweise gewechselt! Käme es zu einer Taschendurchsuchung, würde ich der verbotenen Einfuhr von Landeswährung beschuldigt, und bei so etwas verstehen sozialistische Länder keinen Spaß, lassen sie die verhassten Westler doch nur wegen deren harter Währung ins Land. Und der Mann mit der Warze würde selbstverständlich leugnen, mir gefällig gewesen zu sein. Vergleichbare, äußerst unliebsame Vorfälle in Ostberlin und Moskau fielen mir ein: Pro zehn Mark/Rubel illegal getauschter Währung gab’s einen Tag Knast. Jetzt wurde mir doch etwas mulmig. Schnell steckte ich den Fotoapparat in meine



Der Autor lässt sich mit einer Rikscha in die Altstadt von Hué chauffieren. Kurz danach wurde er arretiert.



Die Brücke über den Roten Fluss wurde bis auf die Pfeiler zerstört. Durch das langsame Fahren auf den holprigen Bohlen bestand oftmals Gefahr, dass Gepäckstücke vom Dach herunterfallen würden.



Züge, gleich welcher Art, sind immer bis aufs Dach besetzt.

Hosentasche und ging ‚unauffällig‘ dem Ausgang zu. Niemand hielt mich auf: Die Russen waren mit Einkaufen beschäftigt, und das vietnamesische Personal hielt mich wohl – vermutlich ob meines Kurzhaarschnitts – für einen Nachkommen der ‚hässlichen Amerikaner‘.

An Schlaf war in Saigon wie gesagt nicht zu denken: Der Verkehr brauste mit unverminderter Lautstärke durch unser Zimmer. „1977 hätten wir bei offenem Fenster schlafen können“, sage ich zu meiner Frau, „so ausgestorben war die Stadt.“

Der Hitze wegen sind die Bewohner Saigons Frühaufsteher. Ab 5.30 Uhr absolvieren sie im Park entlang des Saigon-Flusses, vor unserem Balkon, *Tai Chi Chuan*, jene zeitlupenartige chinesische Morgengymnastik, zu der aus jedem Kofferradio eine andere Musik dröhnt.

Wir bitten, in ein ruhiges Zimmer nach hinten umziehen zu dürfen.

„Aber in der Suite hat Präsident Mitterrand bei seinem Besuch sehr gut geschlafen.“

„Aber nur, weil man aus Sicherheitsgründen alle Straßen ums Hotel abgesperrt hat.“

Cholon = Chinatown

Saigons ‚Schwesterstadt‘ ist ein einziger Markt mit überwältigendem Angebot. In einer Straße gibt’s modernste technische Geräte, gleichviel ob es sich um Kühlschränke, Fernsehapparate, Computer- oder andere Digitaltechnik handelt; in der nächsten asiatische, in der daneben internationale Lebensmittel. Dann gibt’s die ‚Straße des Feder-

viels': Tausende von lebenden Hühnern, Enten und Gänsen liegen mit zusammengebundenen Beinen auf der Erde, liegen dicht gedrängt in Körben oder hängen gebündelt über Fahrrad- und Mofastangen. Es gibt sie lebend, ausgeblutet, gerupft oder nicht, ausgenommen, roh, gekocht, knusprig angebraten an langen Hälsen baumelnd. Jede Sparte hat ihre eigene Straße und die Verkaufsstände ziehen sich dicht an dicht bis auf die Fahrbahn hin.

Wir bummeln durch die engen Straßen, kosten hier einen dargebotenen Lotusapfel, der außen knallrot und innen weiß ist und mit seinen klitzekleinen schwarzen Punkten herrlich erfrischend schmeckt, dort eine Schale Ingwertee. Da die wenigsten Familien über Kühlschränke verfügen, ist die vietnamesische Hausfrau angehalten, täglich Frisches einzukaufen. Folglich herrscht dichtes Gedränge, dazwischen hasten Fahrräder und Mofas, doch alle Menschen sind freundlich und lassen sich lächelnd fotografieren. Eine Marktfrau hat vier Frösche aufeinanderdargestetzt. Die Viecher müssen sich verabredet haben, denn plötzlich springen gleichzeitig zwei dieser lebenden Bündel mit einem gewaltigen Satz in entgegengesetzter Richtung über den Korbrand.

Zur Mittagszeit setzen unser Dolmetscher Danh, meine Frau Helga und ich uns an eine der vielen Straßenküchen. Es gibt sogar eine richtige Speisekarte, allerdings keine fremdsprachliche Übersetzung. Ich frage Danh nach dem Grund. Er wartet, bis meine Frau mal aufsteht, dann sagt er: „Da stehen Speisen drauf, die Sie bestimmt nicht essen wollen. Und deshalb gibt es auch keine Übersetzungen davon. Neben Drachenfrucht und Sumpfspinat werden hier gegrillte Schlangen, gebratene Hundeschenkel und pfannenfertig ausgeweidete Mäuse serviert.“

Die hygienischen Bedenken meiner Frau beseitige ich durch den Hinweis auf die blitzsauberen Pfannen und Töpfe und die in heißem Wasser gewaschenen Teller. Ich habe auf all meinen Reisen rund um den Globus an solch mobilen Straßenküchen gegessen, das Essen entsprechend gewürzt und mir niemals Magenbeschwerden, Durchfall oder Ähnliches zugezogen. (Meine schwere Gelbsucht holte ich mir 1958 in einem Luxusrestaurant in Santiago de Chile.)

Zunächst essen wir *Pho*, die vietnamesische Nationalsuppe; sie schmeckt köstlich! Inzwischen garen über einem Wasserdampftopf in einem Baumwolltuch die aus hauchdünnem Reismehl gerollten Frühlingsrollen. Der Spezialität *Thangco*, einem Eintopf mit Pferdefleisch – dessen süßlicher Geschmack auch vom Hund stammen könnte(!?) –, gebe ich mit *Nouc Nam*, jener allgegenwärtigen Soße aus fermentiertem Fisch und einigen Pfeffer-schoten, eine andere Geschmacksrichtung. Als Nachtisch gibt es herrlich frische Mangos und als Dankeschön, dass wir Fremden seiner Küche so viel Ehre und Gesicht geben, vom Wirt einen würzigen Bambusschnaps – was soll da schon passieren?

Wir bleiben noch eine Weile sitzen und sehen dem lebhaften Treiben zu. Viele Vietnamesinnen tragen wie Chirurgen einen Mundschutz, die meisten dazu noch den traditionellen kegelförmigen Hut.

Im Transportieren sind die Vietnamesen wahre Künstler! Sogar Motorräder dienen als Taxis: Sie heißen *Xe Om*. *Xe* heißt schlicht Motorrad, und *Om* bedeutet so viel wie Festhalten oder Umarmen – und ab geht's. Die Fahrradlenkstangen sind behängt mit Bündeln, Tüten, Taschen oder Geflügel; Schachteln und Körbe sind auf dem Ge-

päckträger aufgetürmt; ein Mofafahrer hat einen Korb mit einem quiekenden Schwein zwischen seinen Beinen, seine Frau auf dem Rücksitz je eine Ente unter linkem und rechtem Arm; auf einer Vespa sitzen Vater, Mutter und drei Kinder! Zum Lenken, Gasgeben und Bremsen muss eine Hand genügen, denn die zweite Hand hält noch eine große Tüte. Ein Vietnameser balanciert auf seinem Rad ein Dutzend etwa sieben Meter lange Bambusstangen durch die Menge, und dass die Wände überladener Lastwagen nicht auseinanderbrechen, scheint jedes Mal ein Wunder.

Jahrhundertlang war Viêt Nam chinesisches Protektoratsgebiet. Cholon wurde 1778 von chinesischen Soldaten und Beamten der Ming-Dynastie gegründet, die nicht unter der neuen Mandschu-Dynastie dienen wollten. Zwar blieben die Chinesen in Viêt Nam eine ethnische Minderheit, aber es gelang ihnen sehr schnell, Schlüsselstellungen in Handel, Industrie, im Bankwesen und Gewerbe einzunehmen.

Die Regierung des südvietnamesischen Präsidenten Ngô Đình Diêm (1901–1963) versuchte die wirtschaftliche Macht der Chinesen zu beschneiden, indem sie ihnen hohe Steuern auferlegte und durch restriktive Gesetzgebung den einträglichen Im- und Export beschnitt. Doch scheiterten alle Maßnahmen an der Solidarität der chinesischen Gemeinschaft: Diese bestach einfach hochrangige Persönlichkeiten und desavouierte die Korruptierten anschließend öffentlich. Gleichzeitig drohte sie, ihre gesamten Einlagen an den Saigoner Banken abzuziehen. Das half: Diêm musste nachgeben.

Auch die Kommunisten konnten nach der Wiedervereinigung mit diesen Söhnen des Himmels nicht nach

Belieben umspringen, dazu reichten zu viele der weltweit verzweigten Familienbande ins ebenfalls kommunistische Mutterland. Dadurch blieben die Chinesen Viêt Nams lange Zeit von den drakonischen Straf- und Erziehungsmaßnahmen (*Học Tập*) der Sieger unbehelligt.

1977 konnte man unserer Reisegruppe einen Besuch der Chinesenstadt, in der eine halbe Million Menschen dicht an dicht leben, schwerlich verweigern, aber wir sollten dabei, durch drei örtliche Fremdenführer verstärkt, in zwanzig Minuten („Schnell! Schnell!“) geschlossen um einen halben Wohnblock geführt werden.

„Nur zur Vorsorge“, wandte ich seinerzeit ein, „für den Fall, dass sich jemand verläuft – wo wartet der Bus?“

„Da vorne, bei der großen Kirche. Heißt St. George-Kirche.“ Wir jüngeren Reisetilnehmer waren natürlich umgehend in alle Gassen verstreut.

Die meisten Geschäfte hatten geöffnet, ihre Besitzer saßen mit undurchdringlichen Gesichtern hinter ihren Theken mit den hölzernen Rechenmaschinen. In den Regalen stapelten sich Ballen mit feinsten chinesischer Seide; ein Radiohändler erwies sich technisch auf den neuesten Stand; in einfachen Läden wurden Geschirr, Möbel und Schuhe mit neuestem Design feilgeboten; ein Goldschmied führte neben ‚Original Schweizer Uhren‘ – Made in Hong Kong – geschmuggelte Saphire und Rubine; im Fahrradgeschäft blitzte es vor Chrom; vor einer vollbesetzten Teestube stand auf einem einfachen Holzkarren ein Alkoholsortiment, das einem Fünfsternehotel wohl anstünde; eine Stange amerikanischer Zigaretten kostete einen Monatslohn. Wenn ich in Cholon überhaupt ein Ho Chi Minh-Plakat sah, hing es, eher versteckt, im dunklen Hintergrund des Geschäftes. Ich

hatte den Eindruck, dass sich die Chinesen wenig um die Behörden scherten.

Einer der vietnamesischen Aushilfsfremdenführer drängte mich zum Aufbruch. Da schoss der chinesische Händler auf den Vietnamesen zu und zischte ihm – vermutlich – einige Unfreundlichkeiten ins Ohr, worauf der sich achselzuckend abwandte. Und als ob das noch nicht genügte, fragte mich in dem Moment ohne jegliche Vorsichtsmaßnahme ein Halbwüchsiger: „Change money, Mister?“

Während ich mich für eine Schnitzerei interessierte, bot mir der Händler Tee an. Er sagte halblaut: „Das frühere Regime war nicht sehr gut. Aber was wir heute haben, ist schlimm. Früher hat es in Việt Nam Arme und Reiche gegeben, bald gibt es nur noch Arme.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Bis zum Kriegsende gab es in Nord-Việt Nam 30.000 TV-Geräte, in Süd-Việt Nam zwei Millionen. Es muss also damals im Süden zwei Millionen Familien, das sind mindestens zehn Millionen Menschen, nicht ganz schlecht gegangen sein.“

Ich hatte das Gefühl, hier läuft der offiziellste Schwarzmarkt ab, den es auf der Welt gibt, und ich hätte stundenlang durch die engen, belebten Gassen bummeln, hier den Handwerkern, dort den Marktfrauen zusehen, mich ganz im Sprachgewirr und der Exotik der Stätte treiben lassen können, doch der Chefdolmetscher drängte nun zum Aufbruch: Nach dem Vorfall in Huế, den ich an anderer Stelle beschreibe, war ihm wahrscheinlich befohlen worden, strenger darauf zu achten, dass es zwischen Rundaugen und Einheimischen zu keinerlei Kontakten kommt. Denn in Chinatown soll man unter anderem auch jene Papiere bekommen, die eine legale Ausreise aus Việt Nam ermöglichen.

Saigon = Ho Chi Minh-Stadt

Ich kann Saigon und die Situation seiner Einwohner von 1977 nicht schildern, ohne etwas über seine Geschichte gesagt zu haben.

Ursprünglich war es ein kleines Fischerdorf; ab 1825 baute die französische Kolonialmacht die Stadt nach dem Reißbrett aus. Im Zentrum um die breite Rue Catinat mit ihren Geschäften, eleganten Cafés und Hotels spielte sich das Geschäfts- sowie das öffentliche und verborgene Nachtleben des ‚Paris des Ostens‘ ab. Später wurde Saigon zu einer amerikanischen Garnisonsstadt.

1975 zogen sich die amerikanischen Streitkräfte aus Việt Nam zurück. Am 10. März 1976 eröffnete der Vietcong-General Dung im zentralen Hochland mit schwerer Artillerie und Panzern die letzte Offensive. Nach zwei Tagen war die 23. südvietnamesische Division geschlagen. Der Rückzug artete in chaotische Flucht aus, innerhalb eines Monats fielen den Nordvietnamesen drei Viertel des Landes nahezu kampflos in die Hände.

Vor der amerikanischen Botschaft drängten sich täglich die kleinen Fische der Kollaboration, verschreckte Bürger, Bräute der GIs, kleine Angestellte der unzähligen US-Dienststellen, um evakuiert zu werden. Die wahren Profiteure, die in den zehn Jahren der amerikanischen Präsenz große Vermögen ansammeln konnten, hatten längst für ihre eigene Sicherheit gesorgt: die Drahtzieher des Schwarzmarktes, des Rauschgifthandels und der Prostitution. Letztere hatten sogar amerikanische Komplizen gefunden, die ganze Bordellbesetzungen nach Manila, Bangkok, oder, wie man später erfuhr, nach Florida und Neu-Mexiko schafften, wo die Freudenmädchen, ohne

Kaum konnte Harald Dietl Buchstaben aneinanderreihen, las er die „Vermischten Nachrichten“ im „Pforzheimer Anzeiger“. Im Gymnasium angekommen, tauschte er gelegentlich Aufsätze gegen Mathematik-Aufgaben. Harald Dietl hatte zwei Traumberufe: Schauspieler und Journalist.

Seine ersten Reportagen über ein Engagement bei einem deutschsprachigen Wandertheater, mit dem er ein Jahr lang durch ganz Südamerika tourte, erschienen bereits 1958.

1967 brachte der WDR-„Weltspiegel“ seinen Filmbericht über die chinesische „Kulturrevolution“, 1968 jenen über Cuba, 1969 über die illegalen brasilianischen Todeskommandos („Esquadrão da Morte“).

Dass seinerzeit im bundesrepublikanischen Reisepass der Beruf vermerkt war, erwies sich als Vorteil, denn dies gab Dietl die Möglichkeit, in der Mongolischen Volksrepublik, „Auf der alten Seidenstraße im sowjetischen Zentralasien“, in Burma und Albanien zu filmen.

Harald Dietl fuhr 1970 von Calcutta bis Istanbul durch Pakistan, Afghanistan und Persien mit einheimischen Bussen (viertausend Meilen in sechs Wochen) und später „Auf der längsten zusammenhängenden Eisenbahnstrecke der Dritten Welt“ (von Singapur bis Chiang Mai); er besuchte Laos und Kambodscha und wiederholt Viêt Nam, China, Burma und Cuba. Wenn er auf Reisen ist, schreibt er seiner Frau täglich einen Brief.

Populär wurde Harald Dietl durch viele TV-Rollen, deren bekannteste der Kriminalbeamte „Kalle Feldmann“ in „Die Männer vom K3“ war. In seiner freien Zeit spielt er Bridge und Golf; er schreibt Abenteuerromane und tritt nach wie vor auf der Bühne und im TV auf.

Publikationen:

Der Krieg entlässt seine Kinder, Taschenbuch

Der Lord von Kenya, Afrika-Roman

Der lange Weg nach Mandalay, Gryphon Verlag, München

Von Reisen und Menschen, Verlag Bibliothek der Provinz

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien